



Denise
Deegan

Der
Himmel
über
Irland

ROMAN

Weltbild

Der Himmel über Irland

Denise Deegan

Denise Deegan wurde 1952 in London geboren und arbeitete unter anderem als Krankenschwester, Porzellan-Restaurateurin und College-Dozentin. Heute schreibt sie Romane, für die sie bereits mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurde, und die unter ihrem Pseudonym Aimee Alexander Bestsellerstatus erlangten. Sie lebt mit ihrer Familie in der Nähe von Dublin, wo sie regelmäßig von Sonnenschein und einem Leben ohne Kochen träumt.

Mehr über die Autorin erfahren Sie auf ihrer englischsprachigen Website: www.denisedeegan.com

Denise Deegan

Der Himmel über Irland

Roman

Aus dem Englischen von
Christine Naegele

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
Time in a Bottle bei Tivoli, an imprint of Gill & MacMillan Ltd, Dublin

Diese Buch erschien bereits 2005 unter dem Titel »Der einzige Sonnenschein« in der
RM Buch und Medien Vertrieb GmbH und 2020 unter dem Titel
»Die Liebe, die uns bleibt« bei dotbooks.



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright © der englischen Originalausgabe 2004 by Denise Deegan
Copyright © der deutschen Erstausgabe 2005
bei RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
Copyright © der Neuausgaben 2019 und 2020 dotbooks GmbH, München
Übersetzung: Christine Naegele
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagmotiv: www.buerosued.de
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-98507-049-7

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Kapitel 1

»Komm, Mama!«, Ruft Charlie und rennt vor mir her, während die roten Strahler an seinen Schuhen blinken. Schon ist er an der Tür und hüpf hoch, um die Klingel zu erreichen. Vergeblich. Er versucht es wieder und wieder, schließlich hebe ich ihn hoch. Na endlich.

»Charlie, es reicht, sie werden ja taub«, sage ich, während ich ihn wieder absetze.

»Wo ist sie denn?«, quengelt er. »Es dauert sooo lange. Du musst noch mal klingeln, Mama.« Ungeduldig hüpf er auf und ab. Ich bin versucht, noch einmal zu klingeln oder wenigstens durch die Buntglasscheiben zu spähen, mit denen die Tür eingerahmt ist, aber ich halte mich zurück.

Endlich öffnet sich die Tür.

Alles steht still, sogar die Geräusche. Ich halte den Atem an. In meiner Brust hämmert es. Dort steht *er*. Es ist fünf Jahre her. Aber er *ist* es. Was tut er hier? Bin ich im falschen Haus? Nein, ich habe mich ja am Tor vergewissert. Es ist das richtige Haus. Und er scheint hier zu Hause zu sein. Debbie Grace. Mein Gott – seine Tochter!

»Hallo?«, sagt er.

Diese Stimme.

Er hat keine Ahnung, wer ich bin. Gott sei Dank.

»Hallo«, erwidere ich und passe mich seinem Ton an, der klingt wie: Ich weiß zwar nicht, wer Sie sind, aber ich muss wohl höflich sein. »Ich wollte eigentlich zu Debbie. Ich bin Jenny, und das hier ist Charlie ...«

Er entspannt sich. Sein Lächeln zaubert kleine Fältchen auf sein Gesicht. »Ach, hallo. Natürlich, tut mir Leid.« Er kratzt sich hinterm Ohr. »Ich hatte ganz vergessen, dass es um das Babysitting geht. Ich hoffe, ich habe Sie nicht zu lange warten lassen. Ich dachte, Sie sind eine von Debras Freundinnen, das ist meist der Fall, wenn es klingelt.« Er streckt die Hand aus, und mir bleibt nichts anderes übrig, als sie zu nehmen, sie zu berühren.

Ich überlebe es, und zugleich sterbe ich.

»Ich bin Simon Grace. Simon. Aber kommen Sie rein, kommen Sie rein.«

Charlie drängt sich an ihm vorbei. Der Geruch von Steak hängt in der warmen Septemberluft.

»Nein, lieber nicht, ich sehe, Sie essen gerade. Ich will nicht stören. Wir können im Auto warten. Komm, Charlie. *Charlie!*«

»Ich möchte auf keinen Fall, dass Sie im Auto warten. Bitte, kommen Sie herein, ich war gerade fertig mit dem Essen, als Sie geklingelt haben.«

»Aber nein, vielen Dank, wir können wirklich draußen warten.« Ich merke, wie ich mich von seiner Höflichkeit anstecken lasse, und fast muss ich lachen. »Es wäre sowieso ganz praktisch, wenn ich das Auto gleich umdrehen würde. Nein, wirklich!«

Er macht ein Gesicht, als ob er sich nicht schlüssig sei, ob ich es ehrlich meine oder nur höflich bin. Schließlich findet er sich damit ab. »Aber warten Sie bitte einen Augenblick.« Damit geht er, poltert die Treppe hinauf und ruft: »Debra! Komm runter, Jenny und Charlie sind hier!«, und verschwindet oben.

Charlie geht zur Treppe.

»Charlie, komm her!«, rufe ich leise. »Du kannst doch nicht einfach bei anderen Leuten im Haus herumlaufen, besonders wenn du sie gar nicht kennst.«

Er bleibt stehen und dreht sich um, seine Hand immer noch auf dem Treppengeländer. »Ich kenne Debbie«, sagt er.

»Ja, aber das Haus gehört ihrem Vater. Und den kennst du nicht.«

»Doch, er heißt Simon.«

Seufzend vergewissere ich mich, dass niemand kommt, dann gehe ich zu ihm, nehme ihn auf den Arm und kehre wieder in den Windfang zurück. »Wir werden hier warten«, sage ich entschieden, und er weiß, dass ich es ernst meine.

Schweigend warten wir, und ich denke darüber nach, wie wenig er sich verändert hat. Simon Grace. Er hat immer noch diesen zerstreuten Gesichtsausdruck, als ob er sich auf keinen Fall anmerken lassen wollte, dass man ihn eigentlich stört. Er wirkt größer und schlanker, als ich ihn in Erinnerung habe. Und ein bisschen nachlässig? Obwohl ein Fünf-Uhr-Bartschatten um diese Tageszeit bei einem so dunklen Mann wohl normal ist. Bei der Erinnerung an sein Gesicht empfinde ich eine Zärtlichkeit, die mich erschreckt, und ich muss mich zur Ordnung rufen. Seine Augen sind traurig – *na und?* Er wirkt stark und zugleich so verletzlich – *na und?*

Jetzt poltert es etwas leiser die Treppe herunter. Es ist Debbie.

»Tut mir *schrecklich* Leid, Jenny«, ruft sie mir entgegen. »Ich habe gerade mein Haar geföhnt und die Klingel nicht

gehört. Hallo, Charlie«, sagt sie. Ihre Stimme ist höher, wenn sie mit ihm spricht.

»Hallo, Deb!« Er windet sich aus meinen Armen und läuft zu ihr. »Darf ich hereinkommen?«

Sie lächelt. »Natürlich.«

Er wendet sich zu mir um. »Siehst du«, sagt er.

Ich muss lachen. So ein Früchtchen! Den werde ich mir noch vorknöpfen. Debbie schließt ihn in die Arme und dreht sich mit ihm im Kreis. Charlie quietscht vor Vergnügen. Sie lacht, und ihr glattes schwarzes Haar hebt sich von den Schultern und fliegt wie in Zeitlupe um ihren Kopf. Sie hat seine Farben geerbt – das dunkle Haar, die helle Haut. Aber seine Augen sind blau. Debbie ist der Typ Mädchen, wie man sie aus den Toren der Privatschulen im Süden von Dublin kommen sieht, umringt von einer Schar Freundinnen, und alle mit Hockeyschlägern. Sie wirkt selbstsicher, fit und ausgeglichen. Ganz so, wie man sich eine Babysitterin wünscht. Sie setzt sich Charlie auf die Hüfte, pflanzt einen Kuss auf seine Wange und geht zur Tür. Dort dreht sie sich noch einmal um und wendet sich erst jetzt an ihren Vater, der sich höflich im Hintergrund hält und wartet, bis wir gehen.

»Warum hast du mich denn nicht gerufen?«, flüstert sie anklagend.

»Habe ich doch, Debra.«

»Aber offenbar nicht laut genug. Also, ich gehe jetzt.« Sie wendet sich zur Tür.

»Wann wirst du zurück sein?«, ruft er hinter ihr her.

Sie antwortet nicht, also sage ich: »Ungefähr um elf. Hoffentlich ist das nicht zu spät?«

»Nein, das ist schon in Ordnung, danke«, sagt er. Dann fügt er etwas unsicher hinzu: »Wir haben ja Wochenende.«

»Es wird nicht zu spät werden.«

»Ist gut«, sagt er. »Hast du deinen Schlüssel dabei, Debra?«

»Ja.« Ihr Ton drückt Ungeduld und leichte Gereiztheit aus. Sie geht hinaus, ohne sich noch mal umzusehen.

»Gute Nacht also, und viel Spaß«, versucht er es noch einmal. Keine Antwort.

Ich lächle zum Gruß, aber ohne ihn anzusehen, dann schicke ich mich an zu gehen. Es muss anstrengend sein, mit einem Teenager zu leben. Wenn sie so ist, wie ich damals war, dann ist es die Hölle für ihn. Aber ihre Mutter wird es wahrscheinlich noch schwerer haben. So war es jedenfalls bei meiner Mutter. Man merkt jedoch, dass er sich Mühe gibt. Mehr als meine Mutter, die mich nur immer spüren ließ, im Weg zu sein.

Ich höre, wie sich die Tür leise schließt, und vermute, dass Dr. Simon Grace, pädiatrischer Onkologe, froh ist, wieder seine Ruhe zu haben. Ich bin froh, dass er mich nicht erkannt hat, aber auch befremdet und – ja, ich gebe es zu – etwas enttäuscht. Aber schließlich ist es fünf Jahre her, und ich war *ganz* anders damals. Die eifrige kleine Spürnase, die Journalistin, die angefangen hatte, die Karriereleiter zu erklimmen, und vor nichts Halt machte. Kontaktlinsen, Stoppelhaarschnitt mit hellen Strähnen, maßgeschneiderte Hosenanzüge und hohe Absätze, immer hohe Absätze. Nervös, aggressiv, seelenlos. Keine Ähnlichkeit mit der allein erziehenden Mutter, die freiberuflich ein wenig nebenher arbeitet, um die Rechnungen bezahlen zu können und nicht ganz aus der Übung zu kommen. Deren Haar, seit der Ge-

burt ihres Kindes etwas vernachlässigt, ihr jetzt in natürlichen Wellen bis auf die Schultern fällt und sein ursprüngliches Rotbraun wiedergewonnen hat. Die nur zu gern Kontaktlinsen trüge, aber in Ermangelung der dazu notwendigen Zeit eine kleine, randlose Brille trägt. Die Kleider dieser Person sind lässig und ein wenig ausgefallen. Denn obwohl sie fünf Jahre älter geworden ist, zieht sie sich wie eine fünf Jahre jüngere Frau an. Hüftjeans, Poloshirts, abgewetzte Turnschuhe. Die bequemen Klamotten eines Menschen, der nichts beweisen muss, jedenfalls nicht mehr ... Und außerdem, fällt mir jetzt ein, hätte er mich als Jennifer Grey gekannt – der Name, unter dem ich schreibe – und nicht als Jenny Dempsey. Das ist mein richtiger Name, den jeder, auch seine Tochter kennt.

»Tut mir Leid«, bemerkt Debbie.

»Was?«

»Wegen meinem Vater.«

»Was meinst du?«

»Ach, ich weiß nicht.« Sie zuckt die Schultern. »Finden Sie ihn nicht ein bisschen steif?«

»Also ich finde ihn ganz nett«, sage ich zu seiner Verteidigung.

Sie schaut mich an, als ob ich nicht ganz zurechnungsfähig wäre. Ich muss lachen, dann öffne ich die hintere Tür meines klapprigen alten Minis, den ich innig liebe. Charlie klettert in seinen Kindersitz, und ich schnalle ihn fest.

»Setz dich hier hin, Deb, setz dich hier hin!«, schreit er in mein Ohr.

»Klar, Charlie«, sagt sie und lächelt mich an, als ob sie sagen wollte: »Ist er nicht süß«, und rutscht neben ihn auf den

Sitz. »Wer ist denn das?«, fragt sie und hebt einen violetten Saurier mit grünem Bauch auf.

»Barney«, sagt er stolz. »Es gibt ihn nur in unserer Fantasie.«

»Oh, ich kenne Barney. I love you, you love me ...«, singt sie. Wenn ihr Vater sie jetzt sehen könnte ...

Ich steige vorn ein, und wir fahren los.

Ich stecke den Schlüssel in die Wohnungstür. Von innen schnüffelt und bellt der Hund, ich höre seine Klauen über den Holzfußboden tappen, dann an der Tür kratzen. Ich stelle mir die Kratzer vor, die er wieder macht, und beeile mich aufzuschließen. Er kommt herausgeschossen und springt an Charlie hoch.

»Runter, Sausage, runter«, sagt Charlie streng.

»Geh ruhig rein, Debbie. Der Hund lässt dich schon vorbei«, sage ich.

Als ich als Letzte den Flur betrete, stelle ich die Alarmanlage ab.

»Er ist nett«, sagt sie ein wenig unsicher und bückt sich zu dem Hund hinunter, um seinen Kopf zu streicheln. Man merkt, dass sie keine Hunde gewohnt ist, sie wirkt etwas zaghaft. Aber Sausage ist das egal, er ist dankbar für jede Zuwendung. Er springt hoch, um ihr Gesicht zu lecken. Sie lacht, steht aber auf und wischt sich mit dem Handrücken übers Gesicht. »Er ist ja sehr liebevoll. Was ist es für eine Rasse – eine Art Beagle?«

»Er ist eine Promenadenmischung«, erklärt Charlie voller Stolz. Der Blick, den Debbie mir zuwirft, sagt erneut: »Gott – ist er nicht eine Wonne?«, und der Blick, mit dem

ich antworte, sagt: »Du solltest ihn erst mal von seiner anderen Seite kennen lernen.«

»Willst du Debbie die Wohnung zeigen, Charlie?«

»Okay, mach ich, Mama«, sagt er, indem er ihre Hand ergreift und sie ins Wohnzimmer zieht. »Komm, Deb. Wir haben einen super Fernseher.« Ich folge ihnen.

Debbie sieht sich um, dann wendet sie sich zu mir. »Es ist schön hier. Es muss toll sein, eine eigene Wohnung zu haben.«

»Vermutlich schon. Ich habe sie von meiner Oma geerbt. Sonst könnte ich sie mir nicht leisten.«

Die Wohnung befindet sich in einem dreigeschossigen Ziegelbau aus der Georgianischen Zeit, der in einer breiten, verschlafenen, baumbestandenen Straße steht. Wir wohnen im ersten Stock. Die Gegend hier in Glenageary gehört zu den besseren Adressen, daran werde ich jedenfalls täglich von meinem Redakteur erinnert, der mir das anscheinend nicht verzeihen kann jedenfalls gibt er sich den Anschein. Aber egal, wie Jack darüber denkt, ich beklage mich nicht. Es ist eine schöne Gegend, wenn man ein Kind hat. Sicher, im Grünen und nicht weit vom Meer.

Im ersten Stock ist es wunderbar hell, wenn das Licht durch die Erkerfenster fällt, die vom Fußboden bis zur Decke reichen. In jedem Fenster hängt ein Kristall, in dem sich die Sonnenstrahlen brechen und hier und da kleine Regenbogen auf Wände und Möbel werfen. Die Fußböden sind aus Holz und mit einigen farbenfrohen Teppichen bedeckt. Überall gibt es Blumentöpfe mit Pflanzen und Gräser, sodass die Wohnung fast wie ein kleiner botanischer Garten wirkt.

Hier wohne ich seit meiner Schwangerschaft. Meine Großmutter bestand darauf, dass ich bei ihr einzog. »Du brauchst ein Zuhause, Jen, nicht nur irgendeine Bleibe«, sagte sie mit einem leisen Seufzer und einem versonnenen Blick. »Stell dir das mal vor, Jen – ich als Urgroßmutter.« Und ich kam mir etwas weniger einsam vor. Ich fühlte mich willkommen, ja, in gewisser Weise sogar nützlich. Ich wusste, dass sie eine wunderbare Urgroßmutter sein würde. Ihr Herz war so groß. Und damals fing ich auch an, sie »Great« zu nennen, wogegen sie nichts hatte.

Nein, Einwände waren die Spezialität meiner Mutter. Als sie hörte, dass ich schwanger war, war von einem Zuhause nicht die Rede. Eigentlich war von gar nichts die Rede. Auf jeden Fall nicht in Form einer Unterhaltung. Eher als Monolog. Als ob ich nicht selbst schon gewusst hätte, dass ich erstens unverheiratet war, zweitens »das Kind« vaterlos sein würde und drittens meine Karriere »darunter leiden« würde. Zwar sagte sie es nicht, aber ich wusste auch so, dass es ihre größte Sorge war, wie sich die ganze Sache auf *ihr* Ansehen als Politikerin auswirken würde. *Wo Irland so ein kleines Land ist.* Wie oft habe ich diese sieben aneinander gereihten Wörter gehört? Wie oft in siebenundzwanzig Jahren? So oft, dass ich sie zu hassen gelernt habe, besonders, wenn sie von ihren verkniffenen Lippen kamen.

Aber zu Great zu ziehen war einfach großartig gewesen. Zwar war sie die Mutter meiner Mutter, aber innerlich waren sie so weit voneinander entfernt wie A und Z. Ich habe mich oft gefragt, wie Great es fertig gebracht hatte, eine so kalte, machthungrige (Untertreibung – aber genug der Adjektive) Ziege in die Welt zu setzen. Ich habe sie nie gefragt, ob es ihr

Leid tat, dass sie kein engeres Verhältnis zu ihrer Tochter hatte – aber als ich Mutter wurde, wusste ich die Antwort.

In den Augen meiner Mutter war Great eindimensional. Sie sah in ihr nur eine potenzielle Peinlichkeit, eine politische Zeitbombe. Great sagte, was sie wollte und wann sie es wollte. Wenn es den Leuten, besonders den Politikern, nicht passte, hatten sie Pech gehabt. Deswegen hatte ich sie so gern. Ich liebte ihre Ehrlichkeit, die unverblümete Art, ihre Meinung zu sagen. Sie hätte nie versucht, sich bei Fremden einzuschmeicheln, um bei der Wahl ihre Stimme zu bekommen. Es war auch lustig mit ihr, und es ging so viel Wärme von ihr aus. Sie interessierte sich für alles und konnte sich für alles begeistern. Sie war die Mutter meiner Mutter. Aber bis auf die Tatsache, dass sie mich nicht geboren hatte, war sie eigentlich *meine* Mutter. Ich hätte mir gewünscht, dass sie ewig lebte.

Als ich einzog, ertrug sie meinen Nestbauinstinkt mit Fassung. Sie protestierte nicht einmal, als ich ihre Tapeten ablöste und die Wände weiß strich, als ich ihre Teppichböden herausreißen und den Fußboden darunter abschleifen und neu versiegeln ließ. Sie fand die Veränderungen schön, holte ihre Nähmaschine heraus und machte neue helle Schonbezüge für die Sofas. Dann gingen wir zusammen los und schafften uns den Zimmerwald an. Unser neues Leben fing an. Aber diese ganze Betriebsamkeit war meinerseits ein Selbstbetrug, ich wollte mich davon ablenken, dass ich mit dieser Schwangerschaft allein dastand. Wenn ich mich beschäftigte, würde ich es nicht vermissen, dass kein Mann seine Hand auf meinen Bauch legte, um die Bewegungen des Kindes zu spüren. Ich würde mich nicht nach jemanden seh-

nen, der sagte: »Das ist doch kein Name für einen Mann.« Ich würde mir nicht wünschen, dass jemand sagte: »Ja, Liebling, das Testament ist gemacht, die Pension ist sicher«, wenn ich plötzlich das Gefühl hatte, dass alles abgesichert sein müsste, festgezurr wie für einen heraufziehenden Sturm. Ich würde nicht sehnsüchtig auf schwangere Paare blicken, die Händchen haltend und die Köpfe zusammensteckend ihre Zukunft pflanzen. Es waren natürlich die Hormone, die an diesen Gedanken schuld waren (denn im Grunde bin ich ein sehr selbständiger Mensch), und ich musste etwas tun, um dem entgegenzuwirken – und das tat ich, indem ich Greats Wohnung ein neues Gesicht gab.

Ich hatte mir vorgenommen, mich etwas von meinem Sohn zu distanzieren, als man ihn mir an jenem frostigen Januartag auf den Bauch legte. Aber es war zwecklos. Ich kapitulierte augenblicklich. Wie hätte ich mich auch verschließen können gegenüber diesem kleinen Kerl mit den klarblauen Augen, die mich ansahen, als ob sie nach etwas suchten? Diese Art von Liebe war etwas völlig Neues. Sie traf mich mit voller Wucht, haute mich um und veränderte mein Leben von Grund auf

Wenn er sich schlecht benommen hätte, wenn er ein kleiner Tyrann gewesen wäre, hätte ich es vielleicht gelernt, ihn auf Distanz zu halten. Aber Schreien war einfach nicht seine Art. Er schrie fast nie und war sogar mit einer vollen Windel noch völlig zufrieden. Er lächelte früh und schlief mit acht Wochen die Nacht durch. Es war fast, als wollte er mich zwingen, ihn zu lieben.

Also entschloss ich mich, es auch richtig zu machen. Ich holte mir Rat bei den Experten. Ich stillte ihn, ich kuschelte,

lachte, und schmuste mit dem neuen Mann, der in mein Leben getreten war. Als mein Mutterschaftsurlaub vorüber war, konnte ich nicht wieder fest arbeiten. Ich ging zu meiner damaligen Redakteurin, die zum Glück auch Mutter war, erklärte ihr meine Lage und wartete, ob sie einen Vorschlag machen oder mich entlassen würde. Es dauerte zwei Wochen und bedurfte einiger Verhandlungen, aber schließlich hatte sie genau die richtige Lösung für mich. Bisher war ich für das Medizinressort Korrespondentin gewesen, ab sofort sollte ich zu Hause eine Gesundheitsseite konzipieren und schreiben. Dafür nahm ich eine Gehaltsminderung in Kauf, was sich aber mit meiner veränderten Steuerklasse nicht allzu drastisch auswirkte. Ich hatte großes Glück, denn es passierte gerade zur richtigen Zeit. Die Redaktion der Zeitung plante schon seit einiger Zeit eine Seite über Gesundheit: Wir konnten nicht länger die einzige Tageszeitung des Landes (auch wenn es sich eher um ein Boulevardblatt handelte) ohne dieses Feature sein, das einen immer höheren Stellenwert einnahm.

Meine Redakteurin zielte also geradewegs auf die Achillesferse des Blatts und zerstreute die letzten Bedenken des Chefredakteurs damit, dass ich im Medizin- und Gesundheitsressort schließlich bereits einen Namen hätte. Sie setzte sich durch, und dafür bin ich ihr dankbar.

Ich war begeistert. Der Wechsel von den aktuellen Nachrichten zur redaktionellen Seite lag mir. Es passte zu meinen neuen Interessen, von der großen Politik zum kleinen Bäumchen sozusagen. Gründliche Interviews, wirkliche Menschen mit wirklichen Schicksalen. Was ihnen widerfuhr und wie sie damit fertig wurden – das alles bedeutete mir weitaus mehr als

kurze Meldungen, die jeden Tag durch neue Meldungen überholt wurden und damit der Vergangenheit angehörten.

Der Wechsel von den Nachrichten zum Feature bescherte mir einen neuen Redakteur. Anfangs war ich nicht sehr begeistert, denn ich arbeitete gern mit einer Frau zusammen. Ich kannte Jack durch meinen früheren Verlobten, der auch für die Zeitung schrieb, jedoch wusste ich nicht, wie es sein würde, mit ihm zu arbeiten. Aber er war wunderbar, gelassen und sehr ermutigend. Anfangs war ich sehr höflich und korrekt, aber im Laufe der Zeit stellte sich unser früheres kameradschaftliches Verhältnis wieder ein. Er ließ es sich sogar gefallen, dass man ihn ab und zu auf den Arm nahm, aber schließlich war er im Austeilen auch nicht zimperlich.

Ich arbeitete hauptsächlich abends. Die Leute mochten es ohnehin lieber, wenn ich nach der Arbeit vorbeikam, um sie zu interviewen. Und es passte auch mir gut, denn dann war Charlie im Bett und Great in ihre Kreuzworträtsel vertieft, von wo sie gelegentlich aufblickte und zufrieden lächelte. Es war nicht gerade ein wahnsinnig aufregendes Leben, aber Aufregung hatte ich genug gehabt.

Man sagt immer, dass Kinder viel Arbeit machen, aber ich habe es nie so empfunden. Es mag etwas platt klingen, aber ich behaupte dennoch, dass mein Leben durch Charlie einen Sinn bekommen hat. Manchmal denke ich, dass es mit Charlie eigentlich erst anfang. Doch als Great letztes Jahr starb, war ich völlig verzweifelt, ich fühlte mich unglaublich leer und hilflos. Aber ich hatte Charlie. Und er sorgte dafür, dass ich nach vorn blickte und mich aufs Wesentliche konzentrierte. Ich hatte meinen Jungen noch, und für ihn musste ich da sein.

»Willst du mein Zimmer sehen?« Charlies überschäumende Begeisterung unterbricht meine Träumerei.

»Klar«, sagt Debbie.

»Komm mit!« Er nimmt sie bei der Hand und zieht sie mit sich. Sausage will nicht zurückstehen, schwanzwedelnd und kläffend trabt er auch mit.

»Kinder, ich muss gehen!«, rufe ich.

»Okay, Mama, tschüs!«

»Kriege ich keinen Kuss?«

Er sieht Debbie an, dann mich. »Hab keine Zeit, Mama.«

»Na, dann werde ich dir wohl einen geben müssen, nicht?«

»Okay.«

»Zeigst du Debbie dann, wo alles ist?«, sage ich und drücke ihn an mich.

»Ja, mach ich.«

»Das ist lieb. Also bis später.« Ich gebe ihm einen Kuss auf die Stirn.

»Debbie, ich habe meine Handynummer aufgeschrieben und die Adresse, wo ich bin, falls es Probleme gibt.« Ich reiße die Seite vom Notizblock ab und gebe sie ihr. »Charlie darf noch eine halbe Stunde aufbleiben, dann muss er ins Bett. Ist das klar, mein Herr?«

»Okay, Mama. Du kannst jetzt gehen.«

»Also bis später.« Ich lache, um nicht zu zeigen, dass ich verletzt bin.

Ich gehe zum Auto, nervös mit dem Schlüsselbund rasselnd, und denke daran, wie schnell er groß wird. Er ist gerade in die Vorschule gekommen und hat sich binnen kurzem verändert. Er ist nicht mehr mein Baby, er wird eine eigene Per-

sönlichkeit. Es ist gut für ihn, ich weiß es ja. Ich sollte mir keine Sorgen um ihn machen. Jeder Mensch muss erwachsen werden und sein Leben in die eigenen Hände nehmen. Charlie braucht Freunde, und es ist gut, dass er unabhängig wird. Ich hänge zu sehr an ihm, ich muss ihn langsam loslassen. Deshalb ist es gut, dass ich ausgehe, auch wenn ich eigentlich keine Lust dazu habe. Wann habe ich die Kollegen von der Zeitung zuletzt auf einen Drink getroffen? Es ist Jahre her. Ich habe keine Weihnachtsfeier mehr mitgemacht – weil ich es so wollte. Aber ich muss mein eigenes Leben weiterleben, genau wie Charlie seines auch lebt. Ich fühle mich in den eleganten Sachen aber gar nicht wohl und bedaure auch bereits, dass ich dieses Parfum aufgelegt habe, es passt nicht zu mir. Und außerdem, so vermute ich, ist es schon viel zu alt und hat seinen ursprünglichen Duft verloren.

Kapitel 2

Es ist ein schäbiger Pub im Zentrum von Dublin. Er ist dunkel, authentisch und traditionell, ohne sich sonderlich darum zu bemühen. Die fast schwarze Mahagonitheke und die Hocker, die Spiegel, die vom Zigarettenrauch der Jahrzehnte gelb geworden sind, und die Ansammlung von typischem Pub-Kitsch der fünfziger Jahre, alles ist echt. Zwar ist der Boden nicht mehr mit Sägespänen bestreut – aber er könnte es ebenso gut sein. Immer noch dieselben alten Barkeeper, welche die ewiggleichen Drinks ausschenken. *Hier gibt's keinen Bacardi-Breezer-Schnickschnack*, lese ich ihre Gedanken. *Nein, hier gibt's Guinness und noch mehr Guinness, und danach – und warum auch nicht – trinken wir ruhig noch ein Guinness!*

Hier waren wir so oft, dass es fast unser zweites Büro war. Und deshalb sollte man doch meinen, dass ich mich hier heimisch fühle. Das tue ich aber nicht. Zum ersten Mal komme ich hier herein und zögere. Zum ersten Mal mache ich mir Gedanken darüber, worüber ich mit »diesen Leuten« reden soll. Zum ersten Mal denke ich daran, wie ich aussehe, und werde mir meines gesunkenen Marktwertes bewusst. Am liebsten würde ich mich auf dem Absatz umdrehen und nach Hause gehen.

Da entdecke ich Jack, und im gleichen Moment sieht er mich. Er hat sich nicht sehr verändert. Ein bisschen fülliger, dafür ein paar Haare weniger. Im Anzug, wie immer, aber nicht direkt, geschniegelt. Und jetzt, wo Feierabend ist, ganz

entspannt. Sein vertrautes, offenes Lächeln beruhigt mich. Aber dann frage ich mich, ob er mich ähnlich kritisch mustert wie ich ihn. Ob er merkt, wie viel weniger sexy ich aussehe – was aber nicht heißt, dass ich für Jack besonders sexy aussehene will. Nur dass ich, na ja, vielleicht *wenigstens* nett aussehene möchte. Ich habe zwar ein Kind, aber deshalb muss ja nicht alles vorbei sein, oder?

Er steht auf und wartet, bis ich an den Tisch gekommen bin. »Wie geht's, Jen?« Er klopft mir leicht auf den Oberarm. Das ist der äußerste Beweis von Zuneigung, den ich oder sonst irgendein Mensch von Jack erwarten kann. Am Tisch sehen alle auf. Sie lächeln, nicken oder begrüßen mich mit »Hi, Jenny«. Einige machen alles zugleich. Wovor hatte ich mich gefürchtet? Schließlich kenne ich sie doch. Na ja, jedenfalls die meisten von ihnen. Die neuen Gesichter kommen mir sehr jung vor.

»Schön, dich wieder mal zu sehen«, fährt Jack fort. »Wie geht's dir? Setz dich.« Er nimmt einen Hocker und stellt ihn neben seinen. Die anderen rücken zusammen, um Platz zu machen.

»Danke, Jack.« Ich ziehe meine Jacke aus und setze mich, während ich meine Tasche an das Stuhlbein lehne. »Mir geht's wunderbar. Und dir?«

»Wie gewöhnlich. Und was trinkst du? Das Gleiche wie immer?«

»Nein danke, ich muss ja noch fahren. Aber eine Cola wäre schön.«

»Ach so, ja«, sagt er ein bisschen enttäuscht. Jack hat es gern, wenn man mit ihm mithält.

»Es ist super, dich mal wieder zu sehen, Jack«, sage ich und

lege Begeisterung in meine Stimme. Ich möchte ihm zeigen, dass es mir nichts ausmacht – dass ich auch ohne Alkohol ein fröhlicher Kumpel sein kann. Allerdings bin ich mir nicht sicher, ob ich es auch schaffe. Er tätschelt wieder meinen Arm, steht auf, murmelt etwas Unverständliches und bahnt sich einen Weg durch die Menge zur Bar.

Ted, ein ehemaliger Kollege, oder besser gesagt ein Rivale, sitzt auf der anderen Seite von mir. Wir hatten zur gleichen Zeit angefangen und beäugten uns unaufhörlich, jeder mit dem Ziel, dem anderen möglichst einen Schritt voraus zu sein. Ich vermute, er muss insgeheim sehr erleichtert gewesen sein, als ich aus dem Rennen war, zumal er meinen Posten bekam.

»Hallo, Ted.«

»Jenny, wie geht's dir?«

»Nicht schlecht, und dir?«

»Gut.«

»Der Artikel, den du da gestern über den Untersuchungsausschuss geschrieben hast, ist dir wirklich gelungen.« (Na ja, so gut war er auch wieder nicht.)

»Du liest uns also immer noch?«

»Schließlich *schreibe* ich immer noch für die Zeitung, Ted.«

»Na ja«, sagt er in einem Ton, in dem anklingt, dass freiberufliches Schreiben nicht wirklich vergleichbar ist mit dem Job eines Redakteurs.

Ich wende mich zur anderen Seite.

Brenda, die Filmbesprechungen schreibt, lächelt mir über den Tisch hinweg zu. »Hallo, du treulose Tomate«, sagt sie.

Wir unterhalten uns über *About Schmidt*, worüber sie ge-

rade die Besprechung schreibt. Das heißt, sie redet darüber. Ich habe den Film nicht gesehen. Früher ging ich regelmäßig ins Kino, während Great bei Charlie blieb. Damit muss ich wieder anfangen, jetzt, wo wir Debbie haben. Aber nein, ich muss mir einen anderen Babysitter suchen. Ich kann es nicht riskieren, Simon Grace wieder zu begegnen ... typisch, gerade jetzt, wo ich dachte, ich hätte alles gelöst. Es hat lange gedauert, bis ich Debbie fand. Wenn Charlies Rektorin nicht gewesen wäre, suchte ich womöglich immer noch. Ja, ich werde wohl von neuem anfangen müssen. Ich kann es kaum glauben, was für ein Pech ich habe. Nach fünf Jahren muss ich ihm wieder begegnen.

»Gott, es geht zu wie in einem Irrenhaus da vorn«, sagt Jack. »Wenn wir keine Stammgäste wären, würde ich immer noch warten. Hier, Jen, zum Wohl.«

»Danke, Jack. Prost!«

»Sláinte.« Er stößt mit mir an, hält sein Glas einen Moment hoch, dann nimmt er einen langen Zug von seinem Guinness. »Was gibt's Neues?«, fragt er und wischt den Schaum mit dem Jackenärmel von der Oberlippe.

»Neues? Eigentlich nichts. Lass mich mal nachdenken ...« Und dann fällt es mir ein – die einzige aufregende Neuigkeit, die ich habe. »Charlie ist in die Vorschule gekommen.«

»Oh, wie toll. In die Schule, soso, großartig. Das ist schnell gegangen, nicht wahr?«

Man merkt, es ist nicht seine Art von Thema. Er lächelt das Lächeln des toleranten Priesters, der den kleinen Sünden seiner Schäfchen zuhört – den kleinen, uninteressanten wie Lügen und Fluchen.

Ich muss lachen. »Jack, du schläfst gleich ein.«

»Tue ich nicht.« Er ist entrüstet.

»Jack.«

»Okay, du hast schon Recht. Ich habe mit Kindern nicht viel am Hut ... Aber deine Seite ist wirklich gut«, versucht er es jetzt.

Und das ist jetzt für *mich* langweilig. Ich will nicht über die Arbeit sprechen. Gut, es ist meine Seite, und es macht mir sogar Spaß, aber muss ich mich deshalb darüber unterhalten? Früher war ich nicht so. Aber jetzt sehne ich mich nach meiner Wohnung, nach dem Frieden dort, nach der Stille, wenn Charlie schläft. Nach meiner Kaffeemaschine, meiner kuscheligen Decke und dem Roman, den ich mir gerade gekauft und noch nicht ausgepackt habe. Nach meinem CD-Spieler, der nur darauf wartet, dass ich *A Rush of Blood to the Head* einlege. Wie Dorothy im *Zauberer von Oz* würde ich jetzt gern meine Hacken zusammenschlagen und wieder zu Hause sein. Aber meine Schuhe sind nicht rot, und ich wohne nicht in Kansas.

Ich bemerke einen Hut, der sich im Zickzack über die Menge hinweg bewegt. Er sieht aus wie aus einem Kinderbuch von Dr. Seuss, ein etwas zu hoch geratener Zylinder, der auf einer Seite eingedrückt ist und einer schiefen Ziehharmonika ähnelt. Und was noch verrückter ist, er ist schwarzweiß gefleckt wie eine Kuh und aus einem langhaarigen Zottelstoff, ähnlich wie das Krümelmonster. Die Menschenmenge teilt sich, und mit einem Schreck stelle ich fest, dass ich die Hutträgerin kenne. Einen Augenblick lang denke ich daran, mich zu verstecken. Aber sie hat mich schon gesehen. Gerade als ich dachte, dass der Abend schlimmer nicht mehr werden könnte. Es ist Jane. Wie um Himmels willen

hat ausgerechnet sie den Job als Modekorrespondentin bekommen? Und was macht sie hier? Es müsste sie doch »ganz furchtbar stressen«, sich hier herumzutreiben, in dieser für sie so ungewohnten Umgebung. Ihre Augen haben sich zu Untertellergröße geweitet – plötzlich scheint sie ein Ziel zu haben, einen Grund für ihr Kommen. Der bin ich. Das ist es also! Sie wusste, dass ich hier sein würde, und möchte den neuesten Klatsch hören. Sie versucht eine Art königliches Winken und kommt auf mich zugestakt.

»Hi, Jenny!«, ruft sie mit einer quietschenden Stimme. »Wie schön, dich wieder zu sehen. Jack, du entschuldigst doch?«, schnurrt sie. »Kann ich mich hier noch dazwischenquetschen? Ich muss einfach etwas mit Jenny plaudern. Du weißt doch, wie es ist!« Sie klappert mit den Wimpern und macht einen Schmollmund, was bei ihm jedoch vergebliche Mühe ist. Er brummt etwas und rückt mit seinem Hocker zur Seite. Ich werfe ihm stirnrunzelnd einen Blick zu, er weiß, dass ich sie nicht ausstehen kann. Aber er zuckt die Schultern, als ob er sagen wollte: »Was kann ich schon dagegen machen?«, um sich dem Bildredakteur auf seiner anderen Seite zuzuwenden; wahrscheinlich ist er erleichtert, dass das wenigstens ein Mann ist.

»Jenny, wie geht es dir?« Wie zwei alte Freundinnen, die nach einer Trennung unter tragischen Umständen endlich wieder vereint sind.

»Gut, Jane. Und dir?«

»Oh, suuuper.« Sorgenfalten erscheinen auf ihrer Stirn. »Du siehst blass aus, Schätzchen. Wahrscheinlich kriegst du mit deinem Sohn nicht genug Schlaf, nicht wahr? Wie heißt er gleich, der kleine ...«

»Er heißt Charlie, und nachts schläft er, genau wie alle Vierjährigen.«

»Wie süüüß ... aber leidest du ein wenig unter Blutarmut, könnte das sein?«

Ich könnte sie mit Vergnügen umbringen.

»Und wie geht es *Dave*?«

Dave, mein früherer Verlobter. Auf den sie ein Auge geworfen hatte. Ich hatte schon darauf gewartet, wie lange sie brauchen würde, um auf dieses Thema zu kommen.

»Er hat jetzt wirklich einen Namen, seit dem 11. September, nicht wahr?«, schwärmt sie.

»Ich glaube, so würde er es nicht sehen«, sage ich kurz angebunden. Dave berichtete über die Ereignisse am 11. September. Er wurde dafür ausgezeichnet, aber damit hatte er natürlich nicht gerechnet. »Er hat es nicht getan, um Karriere zu machen, Jane.«

Ich sehe sein Bild, das die Berichterstattung begleitete, wieder vor mir. Wie ein Amerikaner hatte er ausgesehen. Gar nicht wie der Dave, den ich kannte. Komisch, wie man beabsichtigen kann, den Rest seines Lebens mit jemandem zu verbringen, und wie sich dann alles so verändern kann, dass diese Pläne in der Zukunft eines Menschen überhaupt keine Rolle mehr spielen. Oder in der Gegenwart. Auch wenn man noch nichts sagende Geburtstags- und Weihnachtsgrüße austauscht, denn die zählen nicht. Ein Ereignis, aber es genügt, dass alle unsere Pläne sich in Luft auflösten. Pläne, die so fest, so sicher schienen, Pläne, an denen ich nie gezweifelt hatte. Ich hoffe, er ist jetzt glücklich, er verdient es. Vielleicht hat er jemand anderes gefunden. Jemanden, der nicht wieder alles zunichte macht.

Bis halb elf bleibe ich noch, dann gebrauche ich die Ausrede vom neuen Babysitter. Ich hatte gewusst, dass es kein guter Einfall gewesen war. Ich muss mir eine andere Unterhaltung suchen. Vielleicht sollte ich einfach wieder allein ins Kino gehen, so wie früher.